Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 5

Artikel: Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch : der Ritt in die Wüste
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664210

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

einkam und wieder ausging und wieviel davon in der Kantonssparkasse lag. Er nahm daran viel mehr teil, als die anderen ahnten. Manchmal setzte er die Mutter durch eine Bemerkung in Erstaunen, etwa wie: „Hättest das Kalb dem Löwenwirt nach Bergenried verkauft, so hättest ein paar Napoleon mehr daran verdient," oder: „Die Buche im Bannwald oben könnte man schlagen, die ist ein Mordsgeld wert gerade jetzt."

Die Truttmannin tat nicht dergleichen, als ob sie solche Worte hörte, aber sie stutzte einen Augenblick, und irgendwie fuhr ihr etwas wie Achtung vor dem lahmen Sohn in den Leib.

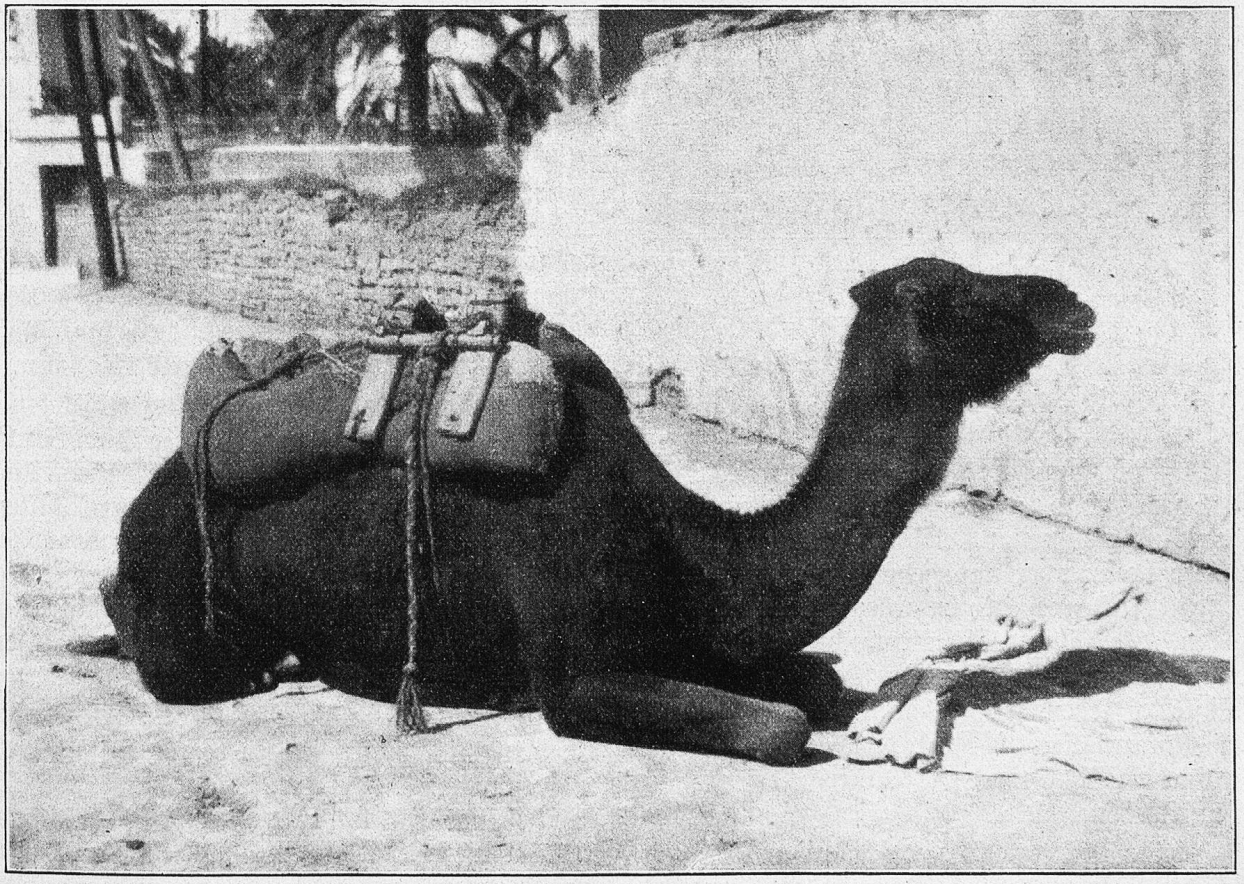
Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch.

Der Ritt in die Wüste.

Von Ernst Eschmann.

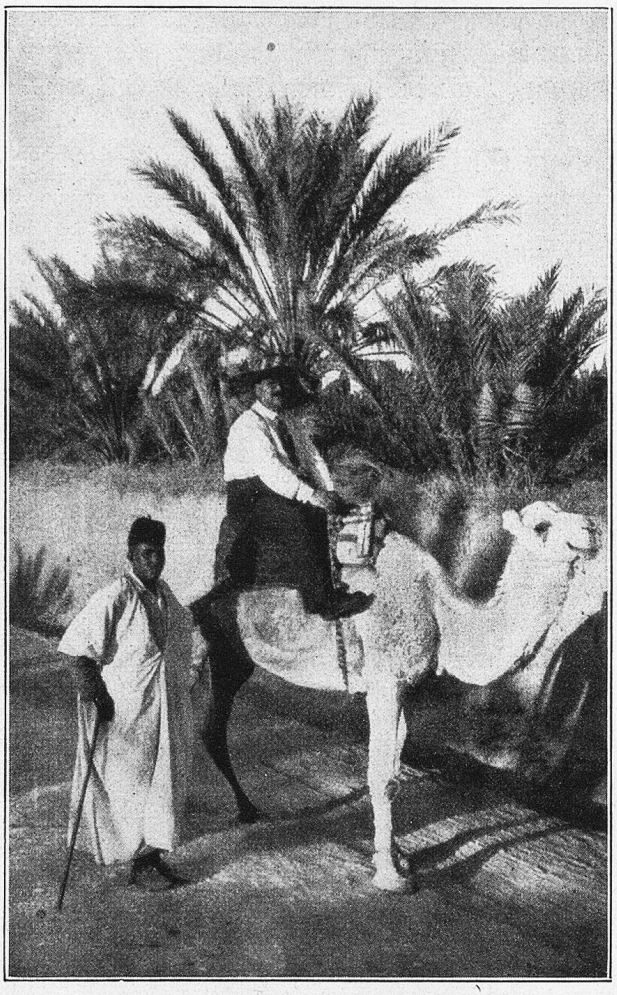
Jeweilen um die Weihnachtszeit tauchen in den illustrierten Zeitungen und Familienblättern die altvertrauten Bilder auf von den Weisen aus dem Morgenlande, die stattlichen, feierlichen Figuren mit dem Hirtenstab, nomadisierende Familien mit Kamel und Eselein, treuherzige Gestalten mit milden Zügen und einem anziehenden Wesen. Je mehr man sich der Wüste nähert, um so zahlreicher werden diese biblischen Gruppen und schaffen eine eigenartige Stimmung. Um Mitte Oktober suchen sie mildere Landstriche auf; sie steigen von den kühleren Höhen, aus den Felsbergen des Aurès hernieder in ein Weideland, in dem ihre Tiere noch grüne Kräutlein finden. Sie schlagen Zelte auf und eröffnen unterm Schutze des blauen Himmels für ein paar Tage oder Wochen ihren kümmerlichen Haushalt. Diese Ebenen, von sanften Hügeln durchzogen, geben nicht mehr viel Grünes her, und wo die Aussichten besser zu sein scheinen, haben die Ziegen- und Schafherden schon gegrast. Es läßt sich keine malerischere Staffage denken in diese kahle Landschaft hinein als diese Rudel, die zu Hunderten unterm Schutze ihrer Hirten landein und -aus ziehen.

Aber einmal wird auch ihnen Halt geboten.



Vor dem Ritt in die Wüste. (Phot. Rob. Meier.)

Es beginnen Strecken, wo die Steine überhand nehmen, wo alles Grün verschwindet, wo kein Wässerlein mehr hinkommt. Aus der Ferne



Der Redaktor unterwegs.
(Phot. Rob. Meier.)

winkt das letzte Gesträuch; die letzte Palme breitet ihre Fächer aus, die Wüste öffnet ihre Tore, die weite, dürre Unendlichkeit.

Es ist der Wunsch eines jeden Europäers, einmal dieses Bild zu schauen, und je üppiger, abwechslungsreicher und schöner seine Heimat ist, um so brennender und sehnsüchtiger schaut er diesem Wüstenwunder entgegen. Die Gegensätze locken. So fährt wohl niemand nach Biskra, ohne für ein paar Stunden den Fuß in die Wüste zu setzen. Man hat sie wohl schon von El Kantara her im Zuge durchquert. Aber es war in der Nacht, und die Dunkelheit verschlang die erstorbene Welt.

Wer der Wüste ins Auge schauen will, bedient sich des Tieres, das wie kein anderes auf die außergewöhnlichen Verhältnisse eingestellt ist, die hier walten. Das Kamel mit seinem unerschütterlichen Gleichmut und seiner Ausdauer erschrickt nicht vor den ungeheuerlichen Distanzen, die es oft zurückzulegen hat. Es weiß, es hat Zeit. In der Wüste schlagen keine Uhren, und vor der Unendlichkeit sind Tage wie Stunden, Wochen wie Tage.

Wir trugen unserm Führer auf, für drei Kamele besorgt zu sein. Nun warten sie vor dem Hotel. Neben jedem steht der Treiber, zwei ältere und ein jüngerer Araber. Ein flinkes Eselein ist dem Leiter unserer Karawane beigegeben.

Die größte Hitze ist vorbei. Der Abend rückt. Das Abenteuer hebt an mit dem Platznehmen auf dem Rücken des Kameles. Es kauert am Boden und ist gut gesattelt. Bis es in ein paar für den Reiter ungewohnten Etappen auf seinen vier hohen Beinen steht, vergeht eine kitzlige Weile. Aber jetzt ist die Höhe glücklich gewonnen, und mit dem Gleichgewicht scheint alles zu stimmen. Die Treiber schnalzen mit der Zunge. Der Ritt beginnt. Mit einem lustigen Br br! setzt der Führer sein Tierlein in Bewegung.

Die erste Viertelstunde hoch zu Kamel ist kein Freudenfest. Das beständige Hin- und Hergeschütteltwerden, wie ein Schifflein zu schwanken auf hoher See, weckt Gefühle und Erinnerungen, die unliebsam sind. Aber bald hat man sich festgesessen. Man beginnt des Ereignisses froh zu werden und schaut nach links und rechts, nach vorn und hinten. Mein gutes, sauberes, hellgraues Tier schreitet gemächlich und gemütlich aus, und wenn es unterwegs ein Kräutlein oder einen Schluck Wasser erwischen kann, läßt es die Gelegenheit nicht unbenützt verstreichen.

Der lange Weg durch die Palmen bietet viel interessante Einzelheiten. Es ist die Straße nach Tuggurt, die wir eingeschlagen haben. Tuggurt wäre in einer Nachtfahrt mit der Wüstenbahn zu erreichen; unsere Tiere aber brauchten Tage, bis sie die 217 Kilometer zurückgelegt hätten. Ihr 6 bis 7 Kilometertempo läßt uns allen Dingen nachgehen, die unterwegs unsere Aufmerksamkeit fesseln.

Ein Araber verrichtet im Freien sein Gebet. Er beugt sich in raschen Bewegungen zur Erde nieder und läßt sich durch nichts aus seiner Andacht bringen. Und dort: was für ein seltsames Bild! Ein Friedhof. Hügel reiht sich an Hügel. Zu Häupten eines jeden ist ein unbearbeiteter Stein in die Erde gesteckt. Keine Blume, kein

Dattelernte.

Kräutlein, und auf dem Stein kein Buchstabe, kein Name. Eine scheinbar von aller Pflege und Liebe verlassene Stätte des Todes.

Die flachen Häuser sind immer dünner gesät. Die Mauern mit ihrem Stachelheckenabschluß verschwinden. Schon haben wir die letzte Palme im Rücken. Nun liegt sie vor uns, die Wüste, gewaltig und endlos. Wie das Meer! Verschwenderisch strahlt noch die Sonne über sie her. Farbige Lichter und Schatten malt sie in die wogende Ebene, und wie ferne Inseln ragen da und dort ein paar Baumgruppen empor, eine Besitzung, auf der ein Glücklicher dem Boden eine kleine Quelle abgerungen hat. Ein anderer, noch fern gelegener Bau ist die Station des Tuggurt-Bähnchens.

Inzwischen bereitet sich ein einzigartiges Schauspiel vor. Die Sonne ist nahe am Untergang. Ihr goldener Rand berührt den Horizont. Die Scheibe verschwindet mehr und mehr. In wenigen Minuten hat sich das Ereignis erfüllt. Aber noch eine gute Weile deutet ein mächtiger Lichtbogen an, wo sie untergetaucht ist, und nun gilt es, behende das wechselnde Spiel der Beleuchtung wahrzunehmen. Denn alsobald setzt die Dämmerung ein. Das Blau des Himmels wird tiefer. Jede Minute bringt eine neue Überraschung mit, und man möchte sie alle festhalten, die seltenen, wunderlichen Augenblicke, das Lebewohl des Tages, den ersten Gruß der Nacht.

Das ist vielleicht die Stunde, da die Wüste uns am tiefsten erfaßt. Ein Großes, Gewaltiges steht vor uns, eine einheitliche Welt, die mit der ganzen Wucht ihrer Majestät Göttliches ahnen läßt.

Unwillkürlich fliegen meine Gedanken in die Schweizer Berge, auf Kuppen und Hütten, von denen ich das flutende Meer der Gipfel genoß. Es ist derselbe Eindruck der Erhabenheit, es ist derselbe Schluß, zu dem der feierlich erschütterte Mensch gelangt: nie darfst du mehr klein werden, da du so Großes geschaut!

Das sind seltene Stimmungen, die im Leben mit solcher Kraft nicht oft wiederkehren. Wenn sie auch entschweben, sie lassen unverlierbare Spuren zurück und tauchen immer wieder auf, wenn uns ein gütiges Schicksal irgendwie in die Nähe des Ewigen trägt.

Die ersten Sterne blitzen schon auf uns nieder. Der Mond steigt herauf. Sein mattes Licht legt sich auf den Sand. Die wunderlichen Schatten der Kamele ziehen auf der Erde uns nach. Immer schärfer zeichnen sich die Silhouetten ab.

Wir sind am äußersten Punkte angelangt, der uns heute bestimmt ist. Die Nacht ist völlig eingebrochen. Die Erde ruht. Herrlich angenehm ist die Temperatur geworden, weder kühl noch warm, ohne den Stich der Sonne, ohne Frost, ohne Wind. So will sie uns wohl, die Wüste. Sie gibt uns einmal mehr ein Beispiel erdhafter, unausschöpflicher Naturstimmung.

Diese Poesie ist zum bleibenden Besitz der Araber geworden. Sie quillt aus den Liedern, die sie singen. Um die Liebe, um den Glanz der Wüste kreisen ihre Gedanken. Gleichförmig, monoton sind die Melodien, aber sie passen trefflich in diese Umgebung.

Unsere Treiber sind vergnügt. Der schöne Abend hat ihnen die Zunge gelöst. Und wir spüren es: es sind gute, zuverlässige Gesellen. Für wochenlange Wanderungen und Karawanenreisen würde man sich ihnen unbedenklich anvertrauen. Der Begleiter meines Tieres ist ein wackerer Bursche von etwa 22 Jahren. Sein einheimisches Kleid steht ihm gut. Von Welt und Menschen kennt er schon allerlei. Ganz ordentlich spricht er sein Französisch. Kürzlich zog er gar mit einer Engländerin und einem Kamel an die Riviera. Das arme Tier! Wie mag es seinen Kopf geschüttelt haben beim Anblick des überbordenden Badelebens!

Drei Stunden dauerte unser Ritt. Nach acht Uhr stiegen wir zu Hause wieder aus dem Sattel zur Erde. Den wiegenden Gang des Tieres spürte ich noch eine Weile in den Beinen, wie einem das Schwanken und Schaukeln des Schiffes nachgeht, dem man sich für eine längere Fahrt anvertraut hat.

Meinem guten, geduldigen Kamel streichelte ich beim Abschied dankbar den langen Hals: „Du bist ein wackerer Kerl und hast deine Sache gut gemacht!“

Die Nacht.

Wie schön, hier zu verträumen
Die Nacht im stillen Wald,
Wenn in den dunklen Bäumen
Das alte Märchen hallt.

Die Berg' im Mondesschimmer
Wie in Gedanken stehn,
Und durch verworrne Trümmer
Die Quellen klagend gehn.

Denn müd' ging auf den Matten
Die Schönheit nun zur Ruh,
Es deckt mit kühlen Schatten
Die Nacht das Liebchen zu.

Das ist das irre Klagen
In stiller Waldespracht,
Die Nachtigallen schlagen
Von ihr die ganze Nacht.

Die Stern' gehn auf und nieder —
Wann kommst du, Morgenwind,
Und hebst die Schatten wieder
Von dem verträumten Kind?

Schon rührt sich's in den Bäumen —
Die Lerche weckt sie bald —
So will ich treu verträumen
Die Nacht im stillen Wald.

J. v. Eichendorff.

Joseph von Eichendorff.

Ein Gedenkwort zur 75. Wiederkehr seines Todestages.

Am 26. November 1932 sind 75 Jahre vergangen, seit Joseph v. Eichendorff, der deutscheste und volkstümlichste der deutschen Dichter, in Neiße seine Augen für immer geschlossen und in der Erde seiner schlesischen Heimat seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Er entstammte einer frommen, adeligen Familie, die das Schloß Lubowitz bewohnte, bei Ratibor, einer alten preußischen Stadt an der Grenzmark zwischen Germanentum und Slaventum, zwischen Nord- und Süddeutschland, die in ihrem Volkstum Anklänge besitzt an dasjenige Österreichs. Die schlesische Waldherrlichkeit, die Eichendorff in seiner Kindheit genoß, blühte in seinem Gemüte fort bis zu seinem Tode und lebt in seinen Dichtungen weiter. Die Berge, die Wälder, die dunkelnden Tiefen, die Waldwiesen in ihrer seligen Einsamkeit, die Mond- und Sonnenstrahlen, die Quellen und Mühlen, die Lerchen und Nachtigallen seiner Dichtung sind in ihrer Grundstimmung fast ausnahmslos auf die schlesische Heimat abgetönt.

In seinem 17. Altersjahr verließ Eichendorff Lubowitz, um für eine Reihe von Jahren